

Predigt am 18. Sonntag im Jahreskreis (A)

(Mt 14, 13-21)

von Pfr. Dr. André Golob

Ich persönlich mag diese Stelle von der Vermehrung der Brote und Fische sehr. Es ist eine Geschichte, die in allen vier Evangelien auftaucht. Besonders hat es mir persönlich die Version des Johannes angetan. Da taucht noch ein kleiner Junge auf, der mit seinen spärlichen Fischen und Broten daherkommt und sie den vielen anbietet. Sehr häufig verwende ich die Lesung dieses Evangeliums bei Hochzeiten. Und viele sind dann sehr überrascht, weil es in dieser Lesung gar nicht um Hochzeit geht oder um ein Liebespaar – was man so normalerweise erwarten würde. Dennoch ist es eine Geschichte, die ganz besonders gut zu einer Trauung passt.

Die Geschichte von der Brotvermehrung fordert uns auf, wir sollten die Engstirnigkeit unseres Egoismus aufgeben und stattdessen lernen, unsere Habe mit anderen zu teilen, ja unser Leben zu teilen. Der Sinn dieser Geschichte ist deutlich: Wir Menschen könnten so unendlich reich sein, würden wir uns nur entscheiden zu teilen. Und dafür brauchen wir nicht viel zu haben. Wir müssen nicht reich sein. Wie der kleine Junge bei Johannes, der, selbst arm, seine wenigen Lebensmittel den Tausenden zur Verfügung stellt.

Jede wirkliche Beziehung unter Menschen ist wie ein solches Sich-Öffnen für den anderen und wie ein Einander-Übergeben im Feld einer Armut, die langsam in ein tieferes Vertrauen reift. Das Wunder der Brotvermehrung in der Nähe Jesu beginnt damit, dass wir gemeinsam den Blick von unseren Armseligkeiten – dafür stehen die paar Fische und Brote - weg hinauf heben zum Himmel. Diese wunderbare Fähigkeit besitzen wir, das Leben des anderen zu berühren wie ein uns anvertrautes Geschenk und es zu segnen mit der Gnade Gottes. Ein solches Wunder der Verwandlung kann sich ereignen, wenn wir all das, was der andere von seinem Leben in unsere Hände legt, von Herzen annehmen und als Geschenk des Segens an ihn zurückgeben.

Wie sehr trifft dies auf die Ehe zu, aber auch auf beste Freundschaften, auf jede Art guter Beziehungen zu Menschen. Niemand kennt uns so gut wie unser Partner, unsere

Partnerin, unsere Freunde, niemand kennt unsere Schwächen, unsere Macken, unsere Armseligkeiten so gut, wie der Mensch, der uns am nächsten steht, der uns liebt. Er nimmt uns an so wie wir sind. Nicht verstecken brauchen wir uns vor ihm, sondern dürfen sein, wie wir sind. Nichts ist mehr klein zu achten oder als gering zu werten, wenn wir es sehen mit den Augen Gottes, eines Liebenden, der will, dass es uns gibt in unserer Armseligkeit. Du brauchst mich nicht beeindrucken mit großen Taten, Du musst nicht unendlich schön sein oder reich, kein Genie, nicht hoch gebildet. Ich liebe Dich so wie Du bist, mit Deinen Schwächen und Armseligkeiten – ja vielleicht sogar wegen ihnen. Ein Gefühl absoluten Angenommenseins, ein Gefühl des Glücks. Du bist nicht unbedeutend, beliebig oder nebensächlich auf Erden, nein du bist etwas Einzigartiges, etwas ganz Bedeutendes für mich – dich zu haben bedeutet reich zu sein.

Es liegt Mut darin, die eigene Armut zu präsentieren, sich den anderen zu offenbaren, die eigene Armseligkeit, die eigene Kleinheit einzugestehen – ein vertrauensvolles Sich-Öffnen, Einander-Übergeben im Feld der Armut. Als wollte Jesus sagen: Sind wir nicht alle arm im Angesicht unseres Vaters? Und wir wissen, was mit den armseligen, mickrigen paar Fischen und Broten wird. Sie werden zur Nahrung für Tausende, zu einem reichen Schatz. Und auch mit der Ehe ist es so. Auch sie kann zu etwas Unschätzbarem werden, wenn sie uns das Gefühl gibt, bedingungslos angenommen zu sein, mit all unseren Schwächen und Mankos.

So verhält es sich auch mit unserer Beziehung zu Gott. Die paar armseligen Fische und Brote stehen auch für unsere menschliche Not und die Hoffnung, dass Gott den Abgrund unseres menschlichen Leids zu schließen vermöge – unsere Armut bereichernd, unsere Kleinheit erhöhend.

Jesus teilt sein Leben mit uns. Es ist etwas Einzigartiges in der Geschichte der Religionen, dass ein Gott sich aus Liebe zu seinem Geschöpf, ihm gleich macht. Gott solidarisierte sich mit uns Menschen. Er sitzt nicht wie ein Herrscher da oben auf einem Thron auf den Wolken, flankiert von Engeln und Posaunen, in Pracht und Glorie. Nein, er präsentiert sich uns in menschlicher Armseligkeit. Das begann in einem Bretterverschlag in Bethlehem, der Armseligkeit der Krippe, in einem dunklen, kalten Stall, und endet scheinbar an einem Marterpfahl. Doch diese Solidarität Gottes mit uns Menschen, dieses Anteilhaben am menschlichen Schicksal führt zu unserem Heil.

In unserer Religion geht es nicht um Heldentaten, um religiöse Verdienste – im Gegenteil. Vielmehr wendet sich Gott den Armen, den Mittellosen zu – jenen, die im Leben stets zu kurz kamen. Und statt einer Hochkultur wie die der Griechen, Römer oder Ägypter wählt sich Gott eine armselige, heruntergekommene Nomadentruppe als sein Volk aus. Gott hat andere Vorlieben, denkt in anderen Kategorien, als wir es tun – vor allem in der heutigen Zeit.

Als einmal ein reicher Jüngling zu Jesus kam und ihn fragte: „Guter Meister, was muss ich tun, um ins Himmelreich einzugehen?“, soll Jesus dem Markus-Evangelium zufolge, recht barsch geantwortet haben: „Was nennst du mich gut? Nur einer ist gut – der im Himmel ist“. Jesus war jede Großtuererei, jedes sich Aufplustern, jede Gefallsucht zuwider. Seine Größe bestand darin, mit seiner eigenen Gestalt zwischen der Sonne und den Menschen möglichst wenig Schatten zu werfen. Diese zurückhaltende Transparenz für das Licht, dieses Sich-klein-machen machte seine Größe, seine Göttlichkeit aus.

Schauen wir nochmal in den Text. Es erstaunt schon sehr, dass Jesus sich, in der Situation, in der er sich befindet, wie selbstverständlich den Menschen zuwendet. Trotzdem er zutiefst erschüttert gewesen sein muss, denn soeben hat er davon gehört, dass Johannes der Täufer, sein Lehrer und Verwandter, der ihn einst taufte am Jordan, durch die Intrigen am Königshof beseitigt worden ist – man hat ihn brutal geköpft. Von ihm hatte Jesus gesagt – wir finden es bei Matthäus: „Unter allen von einer Frau Geborenen auf Erden ist niemand größer als er“. Das Entsetzen über die infame Ermordung dieses Mannes muss für Jesus groß gewesen sein. Und ich erkläre es mir so, dass er sich zu einem abgelegenen Ort aufmacht, um sich zurückzuziehen von dem ganzen, verdorbenen menschlichen Pack – ohne Einsicht und Verstand. Es mutet fast an, als wolle er in der Einsamkeit sein Verhältnis zu den Menschen noch einmal überdenken, nötigenfalls zu revidieren. Und die Jünger machen sich daran, die vielen Anhänger, die ihm folgen, wegzuschicken – ungewiss, ob sie in der Umgebung etwas zu essen finden.

Doch im selben Moment ist bei Jesus die Zuneigung zu den Menschen wieder so groß, dass er sich – trotz ihrer offensichtlichen Boshaftigkeit und Verdorbenheit - Ihnen zuneigt. Vielmehr – Jesus ist von Mitleid ergriffen, als er sieht, wie die Leute sich um

ihn scharen. Alle Wut, alle Enttäuschung über die Tötung des Johannes verfliegen im Nu. Über all ihre moralische Unzulänglichkeit hinweg, sieht er die Menschen mit mitleidvollen Augen an. Jesus beurteilt die Menschen nicht nach ihrem moralischen Vermögen ... als wenn es ihnen möglich wäre gut zu sein, nur weil sie es wollten.

Es war am Abend dieses so ereignisreichen Tages, dass die Jünger sich zunächst anschickten, die Leute fortzuschicken, so hören wir. Es lag in dieser Bitte sicherlich auch Fürsorge und Verantwortung. Dennoch findet dadurch auch ein Verhalten seinen Ausdruck im Sinne: Jeder sei sich selbst der Nächste“. Das entspricht dem gesunden Menschenverstand - eine ganz natürliche und vernünftige Haltung, würde jeder auf der Straße sagen. Nicht so Jesus. Er durchbricht das Prinzip, als er seinen Jüngern befiehlt die Leute nicht zu entlassen. Er, der selbst gemerkt hat, dass es vor den Menschen kein Weglaufen gibt in Anbetracht ihrer Not. Er weigert sich, sie mit Blick auf die eigene Armut wegzuschicken.

Seit diesem Abend der Brotvermehrung hat das Wunder nicht aufgehört. Jede Eucharistiefeier besteht darin, dass wir uns Gott in die Hände geben im Wissen darum, dass wir nichts besitzen – und, dass wir die Augen zum Himmel erheben, um unser Dasein als Segen zurück zu empfangen. Für die Sinne bleibt das Brot, was es ist, es verändert durchaus nicht seine Gestalt. Aber unter dem Anschein des Äußeren tritt Gott in unser Leben, und jenseits der Angst, jenseits der Enge, jenseits des soeben erst erfolgten Desasters der Enthauptung des Johannes, beginnt eine Weite des Herzens, wie wir sie niemals kannten. Wir werden leben, und die Macht des Todes wird gebrochen sein im Zeichen des Brotes, das sich vermehrt, sobald wir nur wagen, einander uns selber zu schenken - in unsrer Armut.

Amen.